

Jung gewohnt.

Von Roda Roda.

Mein Vater und ich haben nieman- den auf der Welt als einer den an- dern. Er ist fünfundsiebzig Jahre alt und zieht mit mir von Garnison zu Garnison. Aus Josephstadt, dem last- lichen Kurort, nach dem standalzi- schen Jaroslav, von da nach Wien, und, wenn's heut oder morgen im Verordnungsblatte stünde, auch nach Blesje im Schandjad oder Karlsburg in Siebenbüren, wo sich Fische und Hasen gute Nacht sagen. — Er ist in seiner Jugend Offizier gewesen, wie ich jetzt, und behauptet, ich würde spä- ter doch auch Landwirth werden wie er.

Es ist richtig, zum Landbau zieht mich ein geheimes Sehnen. Morgen, wenn ich ins Arsenal ge- he, steht mein Vater auf und schaut gen Himmel. Grau wölbt sich's über der Botidische, grau, wie das Landes- gericht und die Akerlaserne dort im Hintergrunde. „Wenn nur kein Regen kommt,“ sagt Papa, „sonst ist es nichts mit dem Maisbrechen zu Hause.“

Zu Hause? — Wo ist das? — Ach, dort weit unten in Slavonien, auf der Pusta Magdolnag, wo er zuletzt ge- wesen ist.

„Johann!“ ruft er, „Johann bring ihm Kleider und Schuhe. Aber,“ — ruft mein Vater vorwurfsvoll, „Zugtiefer bei diesem Wetter! Es wird ja draußen so weich werden!“

„Weich?“ lächelt Johann; er kennt meines Vaters Schrecken. „Weich? — Die Währingerstraße ist geplastert.“

„Ja, schon gut,“ sagt mein Va- ter resignirt.

Dann sieht er nach dem Aneroid- Barometer und wiegt den Kopf: „Oh, oh, nie kann man zum Stoppesfüßen kommen! So regnerisch! So garstig! Gestern haben sie mit Müß und Roth den Mais von der großen Tafel heim- gebracht. Heute kommt die kleine Rodung dran, und morgen will's schon wieder regnen! Was soll es heuer mit dem Winteranbau werden? Und wann werden sie Dünge bringen?“ — Papa ist ganz unglücklich.

Wenn ich nach Hause komme, muß ich ihn trösten. „Sie sind schon fertig,“ sage ich ihm.

„Ach, sag das nicht. Ich weiß be- stimmt, wo weit sie sind.“

„Aber woher, Papa? Wir wohnen hier an der Währingerstraße in Wien; was weißt Du davon, was auf der Pusta Magdolnag vorgeht?“

„Ich weiß es!“ Darauf beharrt er eigenfinnig.

Ja, er weiß es! Mit tausend Hän- den, unsichtbar, unnachweisbar han- det er an seiner alten Scholle. Er fühlt mit allen Fasern seines Herzens, was sie draußen schmerzt und was sie freut.

Im Sommer, wenn es über der Allerwortsstadt einmal schwarz herauf- zieht, sieht er, zitternd vor Erregung, am Fenster und sieht dem Wolkentanz zu. Erst jucken ferne Hügel, dann ballt es sich über dem schlanken Thurne des Domes, dann fällt der erste schwere Tropfen; und er steht, der Alte, lang athemlos, wie damals, da es für ihn noch Hagelschläge gab, und wartet, bis das erste Eisorn ans Fenster pflit.

Er steht mit gefalteten Händen. Er betet für — oh, nicht für die Bauern, die Wittbe, an sie, die den Schaden haben, denkt er nicht. Schan- den und Nutzen ist Geld, und am Gel- de ist er nie gegangen. Nein, für die Hebe und das Korn betet er. Daß die Salme und Reifer zerschmettert wer- den sollen, das zerschneidet ihm die Seele. Die Saat, die Hebe, die Scholle, daran hat er sein Herz ver- kauft von jung auf.

Papa hat zwei Feiertage in der Woche: Mittwoch und Samstag. Da bringe ich ihm die landwirthschaftliche Zeitung mit. Er studirt sie und liest sie mir vor. „Schau, Branto, sagt er, wenn er die Anzeige eines Stelleuchen- den findet, das müßte ein brauchba- rer Mensch sein statt des Ehlinger.“

So hat der Obermeister auf Pusta Magdolnag geheißen. Er ist ein Allenburger kann deutsch und unga- risch, versteht sich auch auf die Schweiz- zerei. Der Ehlinger, der ist immer betrunken. Man sollte ihm schreiben, Branto.

„Wem, Papa?“ frage ich verwun- dert.

„Na dem, der sich da ankündigt.“

„Ja, was denn — Papa?“

„Er möge sich nach der Pusta Ma- gdolnag wenden. Sie wollen doch dem Ehlinger kündigen.“

„Aber, Papa, fünfzehn Jahre, dent- mal, fünfzehn Jahre sind wir von dort weg.“

„Ja — ja, fünfzehn Jahre!“ seufzt er schwermüthig. „Wie die Zeit vergeht!“

Vor vier Jahren kam ein Zugsta- nonier in die Gewerfabrik des Ar- senals mit Namen Sawitsch. Ich hatte den Namen schon einmal gehört und suchte den Mann auf. Richtig war's der Sohn des Schweinehirten Sa- witsch aus Miskowo, nahe an der Pusta Magdolnag.

Am 15. November, Papas Ramens- tage, brachte ich ihm den Kanonier; ich hatte ihm vorher Urlaub für den Tag erbeten.

Ah, da hätte man den Alten sehen sollen! Den ganzen Tag durfte ich Sawitsch nicht von der Seite. Er wurde nicht müde, ihn zu fragen, nicht müde, ihm zuzuhören. Von der neuen Bahn mußte Sawitsch erzählen, die durch die Bottschi führt und just bei Magdolnag Station macht.

„Was gerade bei Magdolnag?“ ju- belte Papa, „gerade bei Magdolnag? Und dann? Wohin führt sie dann wei- ter?“

Sawitsch beschrieb es umständlich. „Branto!“ rief Papa, als hätte ihm jemand die Jugend geschenkt. „Denn nur, gerade bei Magdolnag macht sie Station, die Bahn!“

Sie kamen dann auf die Dieners- chaft zu sprechen. Wenn Sawitsch ei- nen von den Leuten, eines von den Verdern nicht kannte, da hatte Papas Bedauern keine Grenzen.

Drei Jahre blieb der junge Sa- witsch in Wien. Er hatte ein Heim bei uns, mußte seine Briefe mitbringen und vorlesen, Grüße bestellen und wiederbringen und wurde gezärtelt wie ein Kind. Als er ging, fehlte er dem armen Alten wie ein Stückchen Brot.

Die Inspiration des Musikers.

Das oft zitierte Wort: „Es bildet ein Talent sich in der Stille“ scheint bei den Musikern nicht so allgemein- zugutreffen, wie bei anderen schaffenden Geistesern. Amegio Scarlatti weiß in einem interessanten Aufsatze in „Ars et Labor“ auf die merkwürdige Vor- liebe hin, die eine Reihe großer Musi- ker für eine lermende Umgebung ha- ben. Im Gegenstz zu anderen Geistes- arbeitern suchen sie gern eine leb- hafte Umgebung auf. Gespräche, Trübel und Geräusche sind ihnen willkommen, und eine große Reihe noch heute bewunderte Meisterwerke der Tonkunst sind unter Umständen entstanden, die von jeder „Ruhe des Schaffens“ und von weltabgeschiedener einsamer Selbstversenkung weit ent- fernt sind. Wenn Cimarosa komponirte, so verlangte er Lärm um sich zu haben, am liebsten war es ihm, wenn er seine Inspiration inmitten eines Kreises plaudernder und scherzender Freunde auf das Papier bringen konn- te. Verloren komponirte seine herri- che Draehsonate „Der Abschied der Schächer“ im Hause des Architekten Duc, inmitten einer Gesellschaft, die voll Eifer und durchaus nicht ge- räuschlos am Whistspiel sich ergötzte.

Als Glud in seiner Heimatstadt Weidenwang weilte, ließ er sein Spi- nell ins Freie tragen; in unmittelba- rer Nachbarschaft des Viehmarktes wurde das Instrument aufgestellt, und hier komponirte Glud beim Geräusch der Ochsen und beim Geschrei der Verkäufer. Baer schuf seine besten Kompositionen, während er mit Freun- den scherzte oder disputirte, mit sei- nen Kindern spielte oder mit der Köchin und mit seiner Frau allerlei häusliche Differenzen ordnete. Sou- nod schrieb mit Vorliebe während sei- ner Reisen, in der Postkutsche oder in der Eisenbahn. Das berühmte „Gebet des Moses“ von Rossini entstand in einer Viertelstunde im Kreise einer lustig scherzenden, lermenden Gesell- schaft von Freunden, die im Hause des Dichters Trottoia zusammen ge- kommen waren. Trottoia brachte Ros- sini die Verse, Rossini begann zu lelen, der Dichter fürchtete eine allzu strenge Kritik und sagte zu Rossini: „Meister, ich habe daran mehr als eine Stunde gearbeitet.“ „Und ich werde Dir die Muße in einer Viertelstunde schrei- ben“, antwortete Rossini. Er hielt sein Wort: eine Viertelstunde später war das „Gebet des Moses“ komponirt.

Ein gewissenhafter Beamter

Ist der Chef der Feuerwehr von Plo- d in Russisch-Polen. Dieser Tage ent- stand in einem kleinen Orte, der in nächster Nachbarschaft der genannten Stadt, aber auf dem anderen Ufer der Weichsel gelegen ist und zu einem anderen Gouvernement gehört, ein großes Schandfeuer. Die Ploder Feuerwehr versammelt sich unverzüg- lich in vollem Bestande vor dem Rath- hause, doch ihr Chef befand sich in fürchtbarer Verlegenheit ob der Fra- ge, ob das Löschwerk eines Feuers in einem fremden Gouvernement nicht eine schwere Ueberschreitung seiner Machtbefugnisse bedeuten würde. Schließlich kam dem braven Manne ein rettender Gedanke: eilends begab er sich nach Hause und setzte ein Ge- such an den Gouverneur mit der Bitte um „Beurlaubung“ der Feuer- wehr in den einen halben Kilometer entfernten Ort auf. Zum Vech fehlte aber dem Herrn Feuerwehrhaupt- mann eine Stempelmarke, die vor- schriftsgemäß auf das Schriftstück aufzuleben werden mußte. Schließ- lich war jedoch auch dieses Hinderniß überwunden, die Audienz beim Gou- verneur war nachgesucht und erhal- ten, und schließlich kehrte der Chef der Feuerwehr auf den Rathhaus- platz zurück. Seine Leute fand er jedoch hier nicht mehr vor; weniger gewissenhaft als ihr Chef, waren diese auf eigene Verantwortung auf die Brandstätte ausgerückt, hatten das Feuer gelöscht und erholten sich be- reits nach der gehabten Arbeit, wäh- rend ihr Chef noch den Kanzleiforma- litäten nachging.

Nicht mer viel hat, ist reich, sonder- vor wenig bedarf.

Schlitzaugen.

Humoreske von I. v. Kroll- städt.

Jaht für Jaht, wenn es Frühjäh- mer geworden war, kam Professor Clary, der Landschaftsmaler, nach dem kaiserlich-königlichen Sommerfrischendorf; denn hier fand er nach wie vor die Motive, die ihm am meisten zusagten.

In die kleine, nette Miethsvilla mit- dem roten Thürmchen brachte Clary diesmal außer seiner Frau und seinen beiden zwölfjährigen Zwillingstöckern noch ein anderes weibliches Wesen mit, ein neunzehn- jähriges, frisch verwaistes Mädchen, das sich nun im grünen Wald nach Herzenslust erholen sollte. Diese Richte hieß Ase, hatte ein kleines, feines Gemüth, Gesichtchen, schöne, dunkle Wellenscheitel und sah gewiß nicht häßlich aus. Und da sie außer- dem nicht gerade heiratensunltig war, so nahm sie es dem Schicksal auch gar nicht übel, daß neben der Villa mit dem roten Thürmchen ein treuerzujies Landhäuschen mit dunk- lem Schieferdache stand. Denn unter diesem Dache hauste als Zimmerherr einer alten Parreiwitwe ein jun- ger, fröhlicher, liebenswürdiger Mann mit noch völlig unberingerten Fin- gern. Dieser, Diplom-Ingenieur Dr. Wür- ter — er war seit einigen Monaten in der Porzellanfabrik des Nachbar- ortes angestellt — pflegte mit sehr ausdrucksvollem und bedeutungs- vollem Blick in Ase's graue Augen zu schauen, so oft er sie zu begrüßen oder sich von ihr zu verabschieden hatte. Und das Vielfagende und Bedeutungs- volle schwand auch dann nicht aus sei- nem Blick, als sie zu verstehen gegeben hatte, daß sie ein Seminarplänlein sei — also kein Gold-, ja nicht einmal ein Silberfisch.

So ward er in kürzester Zeit der uneingeschränkte Besitzer von Ase's Herzen. Und dessen war sie sich voll- bewusst, wenn sie auch nicht so viel von ihrer Neigung sprach wie Fräu- lein Thudichum von der ihren.

Fräulein Thudichum war die junge Dorfchullehrerin und nur ein paar Jahre älter als Ase. Fräulein Thu- dichum war hübsch und blond und stattlich und hatte ein tapferes Herz, das keine Enttäuschungen mit Würde überwand und sich müthig einen neuen Anhalt anschaffte, so oft es darauf ankam. Darum lag in diesem gäst- lichen Herzen immer irgendeine Ein- quartirung. Diesmal war es ein jun- ger rekonvaleszenter Kaufmann aus Berlin.

„Herr Töpfer ist wirklich ein reiz- ender Herr — und so überliebt“, sagte Fräulein Thudichum gerührt, als sie mit Ase eines Spätnachmit- tags auf einer Bank am Waldesrande saß. „Für jedes kleinste Thierchen, das ihm über den Weg läuft, interes- sirt er sich. Kennen Sie ihn schon?“

„Oh nein“, sagte Ase, „ich kenne hier nur wenig Leute; eigentlich nur Herrn Doktor Würter, mit dem spricht mein Onkel öfters.“

„Herr Doktor Würter kenne ich auch — vom Musikverein her. Sagen Sie mal, ist Könen an dem nicht etwas aufgefallen?“

„An Herrn Dr. Würter? Ach, glaube nicht.“

„Wirklich nicht?“ fragte Fräulein Thudichum wieder. „Er ist doch fürchtbar brünett, nicht?“

„Ja, das... sehr brünett ist er.“

„Er sieht doch etwas erotisch aus, nicht?“

Ase schwieg. Das Wort gefiel ihr nicht.

„Wissen Sie, woher er das hat? Seine Mutter war Japanerin. Er hat mir's neulich gesagt. Er selber hat ja nicht allzuviel davon abbetommen — und Fräulein Thudichum dämpfte nun distret ihre klare Stimme: „Aber Herr Kantor Müller meint, seine Kinder würden dann jedenfalls wie- der ganz japanisch aussehen und so- gar Schlitzaugen haben. So etwas läme immer wieder bei den Enteln zum Durchbruch; bei der Vererbung wäre das so. Wie finden Sie das?“

Wie Ase das fand? Niederschmet- ternd! Ein halber Japaner! Warum hatte sie das nicht früher erfahren, ehe sie sich noch in ihm verliebt hatte? „Schlitzaugen!“ dachte sie schauernd, „nein, das darf man seinen Kindern doch nicht zumuthen.“

In der Nacht lag sie schlaflos. Ein halber Japaner! So eine ganz, ganz andere Rasse! Das Gefühl der Ent- fremdung in ihrem Herzen wuchs und wuchs, und Wehmuth und Trauer thaten das gleiche. Gegen Morgen schlief Ase ein. Aber der Traum, der sie heimlich suchte, war fürchterlich. Im leeren Raum tamen Kinderköpfe auf sie zugeschwebt, und lauter junge, dunkle Schlitzaugen starrten sie an, drohend und vorwurfsvoll zugleich. Und durch den Nebel des Traumes hörte Ase plötzlich eine klare Stimme sprechen:

„Es thut mir in Ihrem Interesse ja fürchterlich leid, aber die Kinder sind kaum in einer öffentlichen Schule zu unterrichten. Diese Schlitzaugen lenken die Aufmerksamkeit der an- deren Schüler derart vom Lehrstoff ab, so daß ich meinerleis...“

Das war Fräulein Thudichum.

Als am andern Morgen Ase mit ihren beiden Cousinen in den Wald ging, sah sie übermäßig und ver- stimmt aus. Mithumtlich schlenderte sie die Waldschneise entlang, während die Zwillinge den Graben nach Erb- beeren absuchten. Es war still um sie herum, nur die Riefertrötenen rau- chten leise und ein paar Bögelnchen sa- gen. Da plötzlich zerrich ein furch-

barer, dumpfer Knall diese Waldes- stille.

Erstochen fuhren die Zwillinge aus dem Graben empor und starrten die Cousine fragend an. Sie hatten keine Ahnung, was da passiert sein könnte.

Aber Ase — Ase, die einen In- genieur im Herzen trug — wühlte so- fort, was geschehen war und ward wie ein Kalkstein.

„Der Dampfessel...“ rief sie, „geplatzt! Habt... in die Luft!“

Und dann schlug sie die Hände vor ihr Gesicht und schluchzte voll Jam- mers: „Würter... Doktor Würter!“

Dann fühlte sie, daß die Arie ihr den Dienst versagten, und sie ließ sich trauend nieder in des Grabens grüne Pflanze, ein Bild der völligen Gebrochenheit.

Und die edlen Zwillinge hatten es erfaßt: Die Porzellanfabrik hinter dem Walde war in die Luft gesehnen! Es war etwas „passirt“. Wenn sie jetzt hintantten, dann würden sie etwas „gesehen“, etwas „erlebt“ ha- ben! Wo stürmten sie davon, so schnell sie ihre Füße trugen.

Und als Ase die erste Erschüt- terung überwunden hatte, raffte sie sich schnell aus dem Ferntraut empor und strebte gleichfalls im Eilschritt den Zwillingen nach.

„Das ist meine Strafe“, dachte sie dabei fortwährend. „Das ist die Strafe dafür, daß er mit nicht gut genug war, daß mir seine Ab- stammung nicht passte!“

Rein Minuten lang ließ sie so dahin, ahemlos, mit fliegenden Pulsen, die Seele von Angst zerris- sen. Sie war geradezu schon einem Herzschlag nahe, da tamen all- dingerweise die Zwillinge aus einer Waldschneise herporgetrotzt, die Gängewollentischen mithumtlich und gelangweilt hin- und herblickend. Man hatte natürlich wieder nichts erlebt, womit man renommieren konnte! Die Fabrik stand noch auf demselben Platz.

Am Abend erfuhr Ase, daß der Knall von einer Explosion im Pul- vermagazin eines benachbarten Ortes hergerührt hatte. Opfer an Men- schenleben hatte die Explosion nicht gefordert.

Am andern Tage richtete Ase es so ein, daß sie um die Mittagstunde mit den Zwillingen „zufällig“ noch auf jenem Waldwege weilte, den der Herr Diplom-Ingenieur Dr. Würter zu benutzen pflegte, wenn er dem Gehhof mit der mittäglichen Labe zustrebte. Die Gefühle zu schültern, die Fräulein Ase heute für ihren Halbjaner im Herzen trug, ist sicher überflüssig; jede fühlende Brust erräth so etwas von selbst...

Durch diese heile Gasse muß er kommen!

Und er kam!

Ihr Herz klopfte heftiger als je bei seinem Anblick. Die Zwillinge ließen ihm vertraulich entzagen.

„Haben Sie auch den Knall ge- hört — gestern?“ fragte die eine wichtige.

„Ach ja“, fiel die andere ein. „Und Ase war so fürchterlich erschrocken. Die hat vor Herzklopfen kaum wei- ter gekonnt.“

„Ja, die dachte, Sie wären mit- erplodirt“, ergänzte die andere wie- der in lobenswerther Deutlichkeit.

Und der Herr Diplom-Ingenieur Dr. Würter belag Herz genug, sich von diesem Gespräch derartig führen und bestimmen zu lassen, daß er noch in derselben Stunde einen bereits gefaßten Entschluß erfreulicherweise zur Ausführung brachte.

Und darum konnte Ase schon am Abend desselben Tages mit ih- rem Halbjaner in der traumlichen

Laube sitzen, die hinter der Villa mit dem roten Thürmchen stand. Aber angedehnte Badfische sind durch- aus nicht so taftvoll wie ein schelmis- cher Onkel und eine verständnis- volle Tante, die so distret verschwin- den können.

Kaum hatte das allidische Braut- paar die ersten ungestörten, unbe- lauschten Klüße tauschen können, da klirrte plötzlich die eine von Ase's Cousinen herein, warf die illustrierte Freitagsbeilage der Dorfzeitung, die eben ins Haus gebracht worden war, auf den Tisch und raste mit dem Rufe: „Auch ein Brautpaar!“ wie- der hinaus.

Ase und ihr Bräutigam beugten sich über das Blatt. Es war noch hell genug, um das „Bild aus Südwest“ zu erkennen, das da die erste Seite schmückte: Ein deutscher Soldat, am Arme einer Negerin in Aranz und Schleiher!

Dr. Würter hob das Blatt är- zelich beiseite. „Leute, die kein Raffesgefühl haben, begreife ich nicht“, sprach er kurz.

„Du?“ entfuhr es Ase. „Das sagst du?“

Als er sie fragend ansah, wurde sie roth. „Verzeih“, sagte sie ängst- lich und streichelte seine Hand. „Ver- zeih“, das war dumm von mir! So etwas ist doch gar nicht zu verglei- chen. Die Japaner sind doch ein herrliches Volk! — diese großartigen Siege! Und wie ich die japanische Kunst bewundere!“

Dann brach sie ab — denn ihr fünfziger Gatte schaute sie so heillos dumm an, daß ihr angst und bange ward.

„Ach meine“, stammelte sie dann wieder, „ich meine, du hast allen Grund, stolz darauf zu sein, daß deine Mutter eine Japanerin war...“

„Was?“ sagte er gedehnt, „meine Mutter...? Italienerin war meine Mutter!“

„Ach Gott...“ hauchte Ase, „Fräulein Thudichum...“

„Fräulein Thudichum...“ tief da der Diplom-Ingenieur laut aufschand. Und vor Vergnügen schlug ihm die Stimme über, als er fortfuhr:

„Das Huhn, das Huhn! Auch das hat sie geerbt! Was haben wir der alles weisgemacht an dem Abend da- mals, der Kantor Müller und ich!“

Seitdem träumt Ase nicht mehr von Kindern mit Schlitzaugen.

Ein guter Gang der Pariser Polizei.

Seit mehreren Monaten hatten sich die Reisenden der französischen Schlaf- wagen und Speisewagen über zahl- reiche dreifache Diebstähle zu beklagen, die in den Luxusjügen vorgekommen waren, und fühllich sprach man in den verschiedenen Pariser Bahnhöfen nur von der Verhaftung einer Anzahl Diebe. Die Sache hatte ihre Wichtig- keit. Obwohl die Sicherheits-Behörde noch ein großes Mysterium aus der Geschichte macht, kann doch schon jetzt gesagt werden, daß etwa zwanzig je- der Langfinger verhaftet worden sind, die die Wagen der Compagnie des Wagons Litt unsicher machten, und weitere Verhaftungen stehen unmittel- bar bevor. Die Diebe sind fast durch- weg Angehörige des Personals der Schlafwagen-Gesellschaft, und mit ihnen fanden allerhand Gast- und Aneipwirthe, Restaurateure, ja selbst Kaufleute, Kontrolleure und Lieferan- ten in Verbindung, die als Gehlter dienten. Das ganze Wespennest soll nunmehr ausgehoben werden, und in mehreren Wohnungen verdächtig

Personen vorgenommenen Haus- suchungen haben bereits eine große Anzahl gestohlener Objekte, namentlich Juwe- len und andere Werthsachen, zutage gefördert. Bei den zahllosen Kirchen- diebstählen der Jahre 1907 und 1908, als ganze Einbrecherbanden in die Hände der Polizei fielen, entging ein besonders gefährlicher Mensch, der sich Mallet nannte, den Nachforschungen der Behörden der Departements Mor- bihan und Finistere in Nordwest- frankreich, wo die meisten Kirchen- diebstähle vorgekommen waren. Nun- mehr wurde die Aufmerksamkeit der Polizei von Toulouse auf das Treiben einer Gesellschaft von wandernden Korbflechtern gelenkt, die sich in der Umgebung der Stadt herumtrieb. Man erkannte den lange gesuchten Mallet, dessen Signalement und Bild verbreitet worden war, und ebenso seine Geliebte Christine Weigel. Beide wurden unweit von Carmaur in Süd- frankreich verhaftet, und dabei stellte es sich heraus, daß Mallet eigentlich ein Elsäffer Namens Ludwig Sauer- wald ist.

Kunensteine in der Tafel.

Eine der merkwürdigsten Stellen der festen Erdoberfläche ist die kleine Ockerinsel im Stillen Ozean. Sie zeichnet sich schon durch ihre Abwech- selnheit aus, denn sie liegt in erheb- lichem Abstand östlich von den letzten Ausläufern der Inselgruppen, die den westlichen Theil des Großen Ozean durchschwärmen. Ihr nächster Nach- bar, aber auch Hunderte von Kilome- tern entfernt, ist das von Chamisso entdeckte Eiland Sala y Gomez. Bietet ein derart verprengetes Theil- chen fester Erde schon an sich ein großes Interesse, so hat die Ockerinsel im besonderen noch einen Besitz, der seit ihrer Entdeckung das größte Staunen hervorgerufen und bisher noch keine Aufklärung gefunden hat.

Es sind große Steinbilder, deren Ursprung und Bedeutung heute noch so unbekannt ist wie zur Zeit ihrer Entdeckung. Es hat nun nach einer Meldung der „Nature“ den Anschein, als ob diese entlegenen Weltun- der Gesellschaft bekommen wären. Es sol- len nämlich an der sogenannten Insel- bai (Bay of Islands), einer Meeress- tucht im nördlichen Theil der Nord- insel von Neuseeland, Steine mit Skulpturen entdeckt worden sein. Den- nen man ein außerordentlich hohes Alter zuschreibt. Leider besteht wenig Aussicht darauf, daß dieser Fund sich bestätigt. In derselben Gegend sind nämlich schon von früher her solche Felsen bekannt gewesen, von denen die Eingeborenen sagten, sie kämten aus den Zeiten des ersten Weltumseglers Cook. Die Regierung von Neuseeland hielt die Nachricht für wichtig genug, um einen ihrer Geologen dorthin zu senden, und dieser stellte dann fest, daß die angeblichen Wundersteine nichts anderes waren als ein zerlegter Bas- sult. Dies vorkommliche Gestein nimmt bei der Zerlegung häufig Zeichnungen und Formen an, die den Eindeut künstlicher Herstellung erwecken.

Ordnung muß sein.

Einbrecher: „Warte noch einen Au- genblick, ich will bloß die gestohlene Summe im „Ausgang“ eintragen, dar- mit's nachher stimmt.“

Schlimme Radwirkung.

„Du siehst ja richtig verkatert aus.“

„Ach ja, ich habe nämlich vor drei Wochen Selt getrunken.“

„Aber das kann doch heute keine Kopfschmerzen mehr machen?“

„Gewiß, heute soll ich ihn bezahlen.“



Der „Weissenburg-Brunnen“ in Stuttgart.

Der „Weissenburg-Brunnen“.

Zur Erinnerung an den 60. Ge- burtstag des Königs ist von einem Stuttgarter Bürger, dem Geh. Hof- rath Dr. Sieglin, ein Brunnen ge- stiftet worden, der nach dem Wunsch des Spenders „Weissenburg-Brun- nen“ heißt und eine neue Fierde des schönen Stuttgart bilden wird. Ge-

wiß ist er eins der bedeutendsten Wer- ke, die aus Daniel Stokers Atelier hervorgegangen sind. Die feuchte Schönheit seiner weiblichen Akte, die psychologische Vertiefung des Ausdrucks, beides Hauptvorzüge sei- ner Kunst, bilden auch den Haupt- reiz der Brunnenfigur, die mit leicht über dem Anie verchränkten Händen den Aufmerktsamkeit des Brunnens

frönt. Von besonders vornehmer Wirkung ist das Zusammenstimmen der Farben bei diesem Werk: des graugelben Granits der Architektur und des leuchtenden Reimweiß des Marmors, in dem die Gestalt gear- beitet ist. Das neue Denkmal hat an der Ecke der Alexander- und Zimmermann-Straße Aufstellung ge- funden.